

durch Geist und Bedenklichkeit. "Bedenklich" ist ein vortreffliches Wort; ich habe ihm immer viel philologische Schätzung entgegengebracht. Es fordert zugleich zum Eingehen und zum Vermeiden auf, jedenfalls zu einem sehr vorsichtigen Eingehen, und steht im Doppellicht des Bedenkenswerten und der Anrückigkeit einer Sache - und eines Menschen.

Wir legten in unseren Gruss, wenn wir Schleppfussen auf der Strasse oder auf den Korridoren der Universität begegneten, die ganze Achtung, welche das hohe intellektuelle Niveau seiner Vorlesung uns Stunde für Stunde einflösste, aber noch tiefer, als wir, zog er dagegen den Hut und sagte: "Ihr ganz ergebener Diener!"

XIV

Zahlenmystik ist nicht meine Sache, und immer nur mit Beklemmung habe ich diese Neigung an Adrian, bei dem sie sich von jeher still aber deutlich hervortat, wahrgenommen. Dass aber auf das vorige Kapitel gerade die allgemein mit Scheu betrachtete und für unheilvoll geltende Ziffer 13 gefallen ist, hat denn doch meinen unwillkürlichen Beifall, und fast bin ich versucht, es für mehr als Zufall zu halten. Um einen Zufall allerdings handelt es sich, vernünftig gesprochen, dennoch, und zwar weil im Grunde dieser ganze Komplex von Hallenser Universitätserfahrungen, so gut wie weiter oben die Vorträge Kretzschmars, eine natürliche Einheit bildet, und weil ich nur aus Rücksicht auf den Leser, welcher immer nach Ruhepausen, Caesuren und Neubeginn ausschaut, in mehrere Kapitel aufgeteilt habe, was nach meiner, des Schriftstellers, wahrer Gewissensmeinung auf solche Gliederung gar keinen Anspruch hat. Ginge es also nach mir, so befänden wir uns immer noch im

Kapitel XI, und nur meine Neigung zum Zugeständnis hat dem Doktor Schleppfuss die Ziffer XIII verschafft. Ich gönne sie ihm, - ja, mehr noch, ich hätte dieser ganzen Erinnerungsmasse an unsere Hallenser Studienjahre die Ziffer XIII gegönnt, denn ich sagte ja gleich, dass mir die Luft dieser Stadt, die theologische Luft, nicht wohltat, und dass meine hospitierende Teilnahme an Adrians Studium ein Opfer war, das ich, unter mancherlei Missgefühlen, unserer Freundschaft brachte.

Unserer? Ich sage besser: der meinen; denn er bestand ja durchaus nicht darauf, dass ich mich neben ihm hielt, wenn er Kumpf oder Schleppfuss hörte, ja, dass ich darüber wohl gar Vorlesungen meines eigenen Programms versäumte. Ich tat es aus vollkommen freien Stücken, nur aus dem unabweislichen Wunsche, zu hören, was er hörte, zu wissen, was er aufnahm, kurz: auf ihn acht zu haben, - denn das erschien mir immer höchst notwendig, wenn auch zwecklos. Eine eigentümlich schmerzliche Bewusstseinsmischung, die ich da ausdrücke: von Dringlichkeit und Zwecklosigkeit. Ich war mir klar darüber, ein Leben vor mir zu haben, das man wohl überwachen, aber nicht ändern, nicht beeinflussen konnte, und mein Drang, ein unverwandtes Auge darauf zu haben, dem Freunde nicht von der Seite zu gehen, hatte viel von der Vorahnung, dass es mir eines Tages zur Aufgabe werden würde, von den Eindrücken seiner Jugend biographische Rechenschaft abzulegen. Denn soviel ist ja wohl klar, dass ich mich über die obigen Dinge nicht hauptsächlich deshalb verbreitet habe, um zu erklären, warum mir in Halle nicht sonderlich wohl war, sondern aus demselben Grunde, weshalb ich über Wendell Kretzschmars Kaisersascherner Vorträge so ausführlich war: nämlich weil mir daran liegt und liegen muss, den Leser zum Zeugen von Adrians geistigen Erfahrungen zu machen.

Aus demselben Grunde will ich ihn einladen, uns junge

Musensöhne auf den gemeinsamen Wanderungen zu begleiten, die wir bei besserer Jahreszeit von Halle wohl unternahmen. Denn als Adrians Landsmann und Intimus, und weil ich ja, obgleich Nicht-Theolog, ein entschiedenes Interesse an der Gottesgelehrsamkeit zu bekunden schien, war ich ein freundlich aufgenommener Gast in der Corona der christlichen Verbindung "Winfried" und durfte mich wiederholt an diesen gruppenweise unternommenen, dem Genuße von Gottes grüner Schöpfung gewidmeten Landfahrten beteiligen.

Sie fanden öfter statt, als wir beide dabei mithielten; denn ich brauche kaum zu sagen, dass Adrian kein sehr eifriger Vereinsbruder war und seine Mitgliedschaft mehr markierte, als dass er sie pünktlich ausgeübt hätte und darin aufgegangen wäre. Aus Höflichkeit und um seinen guten Willen zur Eingliederung zu beweisen, hatte er sich für die "Winfried" gewinnen lassen, blieb aber unter verschiedenen Vorwänden, meistens unter Berufung auf seine Migräne, mehr als ein um das andere Mal von den Zusammenkünften weg, die die Stelle der Kneipen vertraten, und war noch nach Jahr und Tag mit dem siebzig Köpfe zählenden Verbindungsvolk so wenig auf den frère et cochon-Fuss gekommen, dass selbst das brüderliche Du im Verkehr mit ihnen ihm deutlich unnatürlich war und er sich öfters dabei versprach. Trotzdem war er angesehen unter ihnen, und das Hallo, das ihm entgegenscholl, wenn er sich, man muss fast schon sagen: ausnahmsweise, zu einer Sitzung in dem verräucherten Separatzimmer von Mütze's Gastlokal einfand, enthielt zwar einigen Spott über seine Einzelgängerei, war dabei aber aufrichtig froh gemeint. Denn man schätzte seine Teilnahme an den theologisch-philosophischen Debatten, denen er, ohne sie etwa zu führen, durch seine Einwürfe oft eine interessante Wendung gab, besonders aber seine Musikalität, die sehr hilfreich war, da er die obligaten Rundgesänge volltöniger und animierender, als andere, die sich darin versuchten,

am Klavier zu begleiten wusste und die Versammlung auch, aufgefordert dazu vom Ersten Chargierten, Baworinski, einem Langen, Brünetten, dessen Blick meist sanft von den Lidern bedeckt und dessen Mund wie zum Pfeifen zusammengezogen war, mit Solovorträgen, einer Toccata von Bach, einem Satz Beethoven oder Schumann erfreute. Aber auch ungeheissen setzte er sich manches Mal an das dumpf klingende Piano des Vereinszimmers, das stark an das unzulängliche Instrument erinnerte, an dem Wendell Kretzschmar im Saal der "Gemeinnützigen" und seine Belehrungen erteilt hatte, und vertiefte sich in ein freies, experimentierendes Spiel, - namentlich vor Eröffnung der Sitzung, während man noch auf das Vollzählig-werden des Kreises wartete. Er hatte dabei eine mir unvergessliche Art, hereinzukommen, flüchtig zu grüssen und, zuweilen ohne auch nur abgelegt zu haben, mit nachdenklich verzogener Miene gerade auf das Klavier zuzugehen, als sei dieses das eigentliche Ziel seines Weges hierher gewesen, und stark anschlagend, Übergangstöne mit hochgezogenen Brauen hervorhebend, Klangverbindungen, Vorbereitungen und Auflösungen zu versuchen, die er unterwegs erwogen haben mochte. Es hatte aber dieses Losgehen auf das Klavier auch etwas nach Halt und Unterkunft Verlangendes, als ängstigten ihn der Raum und die ihn belebten, und als suche er Zuflucht dort, bei sich selbst also eigentlich, vor einer verwirrenden Fremde, in die er geraten.

Spielte er dann fort, einem fixen Gedanken nachhängend, ihn wandelnd und lose formend, so fragte wohl Einer von denen, die ihn umstanden, der kleine Probst, vom Kandidatentyp, blond, mit halblangem öligen Haar:

- Was ist das?

- Nichts, antwortete der Spielende mit kurzem Kopfschütteln, das mehr der Bewegung glich, mit der man eine Fliege abwehrt.

- Wie kann es nichts sein, fragte jener zurück, - da du

es ja spielst?

- Er phantasiert, erläuterte der lange Baworinski verständig.

- Er phantasiert?! rief Probst aufrichtig erschrocken und spähte mit seinen wasserblauen Augen von der Seite nach Adrian's Stirn, als ob er erwartete, sie in Fieberhitze zu finden.

Alles brach in Lachen aus; auch Adrian tat es, indem er die geschlossenen Hände auf der Klaviatur liegen liess und den Kopf darüber beugte.

- O Probst, was für ein Schaf bist du! sagte Baworinski. - Er improvisierte da, verstehst du das nicht? Er hat sich das momentan so ausgedacht.

- Wie kann er sich so viele Töne rechts und links auf einmal ausdenken, verteidigte sich Probst, - und wie kann er sagen, es ist nichts, von etwas, was er doch spielt? Man kann doch nicht spielen, was es nicht gibt?

- O doch, sagte Baworinski sanft. - Man kann auch spielen, was noch nicht existiert.

Und ich habe es noch im Ohr, wie ein gewisser Deutschlin, Konrad Deutschlin, ein Stämmiger, mit Stirnsträhne, hinzufügte:

- Es ist alles einmal nichts gewesen, guter Probst, was dann etwas geworden ist.

- Ich kann Sie... ich kann euch versichern, sagte Adrian, dass es wirklich nichts war, in jedem Sinn.

Er musste sich nun aufrichten aus seiner vom Lachen gebeugten Haltung, wobei man seinem Gesicht ansah, dass es ihm nicht leicht wurde und er sich blossgestellt fühlte. Ich erinnere mich aber, dass eine längere, und keineswegs uninteressante, hauptsächlich von Deutschlin geführte Diskussion über das Creative sich daran schloss, wobei die Einschränkungen erörtert wurden, die dieser Begriff durch vielerlei Vorgegebenes,

durch Kultur, Überlieferung, Nachfolge, Konvention, Schablone zu erdulden hat, nicht ohne dass das Menschlich-Schöpferische denn endlich doch als ein ferner Abglanz göttlicher Seinsgewalt, als ein Widerhall des allmächtigen Werderufs, und die produktive Eingebung allerdings als von oben kommend theologisch anerkannt wurde. -

Übrigens, und völlig nebenbei gesagt, war es mir angenehm, dass auch ich, der Zugelassene von profaner Fakultät, durch mein Viola d'amore-Spiel gelegentlich, wenn man mich dazu aufforderte, zur Unterhaltung beitragen konnte. Die Musik nämlich galt viel in diesem Kreise, wenn auch nur auf eine gewisse, zugleich prinzipielle und verschwommene Weise: man sah eine Gotteskunst in ihr und hatte "ein Verhältnis" zu ihr zu haben, ein romantisch-andächtiges, wie zur Natur, - Musik, Natur und fröhliche Andacht, das waren nahe verwandte und vorschriftsmässige Ideen im Winfried-Verein, und wenn ich von "Mysensöhnen" sprach, so findet dies Wort, das manchem vielleicht auf Theologie-Studenten nicht passen zu wollen scheint, eben doch seine Rechtfertigung in dieser Gesinnungskombination, in dem Geiste frommer Ungebundenheit und helläugiger Anschauung des Schönen, von dem auch jene Naturfahrten, auf die ich nun zurückkomme, bestimmt waren.

Zwei oder dreimal im Lauf unserer vier Hallenser Semester wurden sie in corpore unternommen, so nämlich, dass Baworinski alle siebenzig Mann dazu aufrief. An diesen Massen-Unternehmungen haben Adrian und ich uns nie beteiligt. Aber auch einzelne, unter einander vertrautere Gruppen schlossen sich zu solchen Wanderungen zusammen, und so, im Verein mit ein paar besseren Gesellen, machten wir beide uns wiederholt dazu auf. Es waren der Erste Chargierte selbst, ferner der stämmige Deutschlin, dann ein gewisser Dungersheim, ein Carl von Teutleben, und noch ein paar junge Leute, die Hubmeyer, Matthäus Arzt und Schappeler hiessen. An diese Namen erinnere ich mich und ungefähr auch an die Physiognomien ihrer

Träger, die hier zu beschreiben sich aber erübrigt.

Die nächste Umgebung von Halle, eine sandige Ebene, ist als landschaftlich reizlos preiszugeben, aber in wenig Stunden trägt einen der Zug saaleabwärts ins liebliche Thüringerland, und dort, meist schon in Naumburg oder Apolda (der Geburtsgegend von Adrians Mutter), verliessen wir die Eisenbahn und setzten die Reise mit unseren Rucksäcken und Regen-Kapuzen, recht als freie Burschen, auf Schusters Rappen fort, in tagelangen Märschen, auf denen wir unsere Mahlzeiten in Dorf-Wirtshäusern, oft auch auf flacher Erde, am Rand eines Gehölzes gelagert, einnahmen und manche Nacht im Scheunenstroh eines Bauernhofes verbrachten, um bei Tagesgrauen unsere Morgen-Reinigung und -Erfrischung am langen Trog eines laufenden Brunnens vorzunehmen. Solche interimistische Lebensform, das hospitierende Einkehren von Städtern und geistig Bestrebten im Ländlich-Primitiven, bei Mutter Erde, in der Gewissheit jedoch, sehr bald wieder daraus in die gewohnte und "natürliche" Sphäre bürgerlicher Bequemlichkeit zurückkehren zu müssen oder zu - dürfen: solche freiwillige Zurückschraubung und Vereinfachung hat leicht, ja fast notwendig einen Anflug von Künstlichkeit, Gönnerhaftigkeit, Dilettantismus, Komik, der unserem Bewusstsein keineswegs ganz fremd war, und auf den denn wohl auch das gutmütig spöttische Schmunzeln sich bezog, womit mancher Bauer, den wir um Schlafstroh angingen, uns musterte. Was diesem Schmunzeln einiges Wohlwollen, ja Zustimmung verlieh, war unsere Jugend; und man kann ja sagen, dass Jugend die einzig legitime Brücke zwischen dem Bürgerlichen und dem Natürlichen ist, ein vorbürgerlicher Zustand, aus dem alle Studenten- und Burschenromantik sich ableitet, das eigentlich romantische Lebensalter. Auf diese Formel brachte, der im Gedanklichen immer energische Deutschlin die Sache, als wir uns in einem Scheunengespräch vor Einschlafen, im matten Licht einer Stalllaterne, die in einer Ecke

unseres Nachtquartiers brannte, über die Problematik unseres derzeitigen Lebens ergingen, indem er allerdings hinzufügte, es sei höchst geschmacklos, wenn Jugend die Jugend erörtere: Eine Lebensform, die sich selber bespräche und untersuche, löse eben damit als Form sich auf, und wahre Existenz habe nur das direkt und unbewusst Seiende.

Dem wurde nun widersprochen; Hubmeyer und Schappeler widersprachen dem, und auch Teutleben war nicht einverstanden. Es wäre doch noch schöner, meinten sie, wenn immer nur das Alter die Jugend beurteilen und diese immer nur Gegenstand fremder Betrachtung sein dürfe, als ob sie nicht teilhabe am objektiven Geist. Sie habe aber teil daran, auch sofern es sich um sie selber handle, und müsse mitreden dürfen als Jugend über die Jugend. Es gäbe doch etwas, was man Lebensgefühl nenne, und was dem Selbstbewusstsein gleichkomme, und wenn schon dadurch die Lebensform aufgehoben würde, dann wäre überhaupt kein beseeltes Leben möglich. Mit dem blossen Sein in Dumpfheit und Unbewusstheit, dem Ichthyosaurus-Dasein, sei garnichts getan, und heutzutage müsse man in Bewusstheit seinen Mann stehen und mit artikuliertem Selbstgefühl seine spezifische Lebensform behaupten - lange genug habe es gedauert, bis die Jugend als eine solche anerkannt worden sei.

- Die Anerkenntnis ist aber mehr von der Pädagogik, das heisst von den Alten ausgegangen, hörte man Adrian sagen, - als von der Jugend selbst. Die fand sich eines Tages von einer Zeit, die ja auch vom Jahrhundert des Kindes spricht und die Frauenemanzipation erfunden hat, einer überhaupt sehr nachgiebigen Zeit, beschenkt mit dem Prädikat der selbständigen Lebensform und stimmte natürlich eifrig zu.

- Nein, Leverkühn, sagten Hubmeyer und Schappeler, und die anderen unterstützten sie, - da habe er unrecht, wenigstens zum grossen Teile unrecht. Es sei das Lebensgefühl der Jugend selbst gewesen, das sich mit Hilfe der Bewusst-

werdung durchgesetzt habe gegen die Welt, wenn diese auch zur Anerkennung nicht ganz ungestimmt gewesen sei.

- Nicht im mindesten, sagte Adrian. - Garnicht ungestimmt. Dieser Zeit brauchte man wohl nur zu sagen: "Ich habe ein spezifisches Lebensgefühl", so mache sie gleich eine tiefe Verbeugung davor. Die Jugend habe da sozusagen in Butter geschnitten. Übrigens sei nichts dagegen zu sagen, wenn die Jugend und ihre Zeit einander verständen.

- Warum so kaltschnäuzig, Leverkühn? Findest du es nicht gut, dass heute der Jugend ihr Recht wird in der bürgerlichen Gesellschaft, und dass man die Eigenwürde der Entwicklungszeit anerkennt?

- O doch, sagte Adrian. - Aber Sie gingen aus, ihr gingt aus, wir gingen aus von dem Gedanken...

Er wurde von Gelächter unterbrochen, seines Versprechens wegen. Ich glaube, es war Matthäus Arzt, der sagte:

- Das war echt, Leverkühn. Die Steigerung war gut. Erst sagst du "Sie" zu uns, dann bringst du ein "ihr" zustande, und ganz zuletzt kommt das "wir", daran zerbrichst du dir fast die Zunge, das gewinnst du dir am allerschwersten ab, du hartgesottener Individualist.

Den Namen wollte Adrian nicht annehmen. Das sei ganz falsch, sagte er, er sei gar kein Individualist, er bejahe durchaus die Gemeinschaft.

- Theoretisch vielleicht, erwiderte Arzt, mit Ausschluss Adrian Leverkühns, von oben herab. Über die Jugend spreche er auch von oben herab, so als ob er nicht dazu gehöre, und sei ganz unfähig, sich einzuschliessen und einzufügen, denn was die Demut betreffe, von der wisse er nun wohl freilich nicht allzuviel.

Es sei doch hier nicht die Rede von Demut gewesen, parierte Adrian, sondern im Gegenteil von selbstbewusstem Lebensgefühl. Und Deutschlin stellte den Antrag, dass man Leverkühn zu En-

de reden lassen solle.

- Es war weiter nichts, sagte dieser. - Man ging hier von dem Gedanken aus, dass die Jugend ein näheres Verhältnis zur Natur habe, als der bürgerlich ausgereifte Mensch, - also etwa wie die Frau, der man ja auch, im Vergleich mit dem Mann, eine grössere Naturnähe nachsagt. Ich kann da aber nicht folgen. Ich finde nicht, dass die Jugend mit der Natur auf besonders vertrautem Fusse steht. Viel eher verhält sie sich scheu und spröde zu ihr, eigentlich fremd. An sein natürliches Teil gewöhnt sich der Mensch erst mit den Jahren und beruhigt sich langsam darüber. Gerade die Jugend, ich meine die höher geartete Jugend, erschrickt vielmehr davor, verachtet es, stellt sich feindselig dazu. Was heisst Natur? Wald und Wiese? Berge, Bäume und See, landschaftliche Schönheit? Dafür hat meiner Meinung nach die Jugend viel weniger Blick, als der ältere, beruhigte Mensch. Der junge ist zum Sehen und zum Naturgenuss garnicht sehr aufgelegt. Er ist nach innen gerichtet, geistig gestimmt, dem Sinnlichen abgeneigt, meiner Meinung nach.

- Quod demonstramus, sagte jemand, möglicherweise Dungersheim, - wir Wanderer hier im Stroh, die wir morgen den Thüringer Wald hinaufziehen wollen, nach Eisenach und zur Wartburg.

- Meiner Meinung nach, sagst du immer, warf ein anderer ein. - Du willst wohl sagen: meiner Erfahrung nach.

- Ihr werft mir vor, versetzte Adrian, ich spräche über die Jugend von oben herab und schlosse mich nicht ein. Nun auf einmal soll ich mich ihr substituiert haben.

- Leverkühn, sagte Deutschlin darauf, - hat über die Jugend seine eigenen Gedanken, aber als eine spezifische Lebensform, die als solche respektiert werden muss, betrachtet er sie offenbar auch, und das ist das Entscheidende. Gegen die Selbsterörterung der Jugend sprach ich nur, insofern als sie

die Unmittelbarkeit des Lebens zersetzt. Als Selbstbewusstsein verstärkt sie die Existenz aber auch, und in diesem Sinn, das heisst also in diesem Mass, heisse ich sie gut. Der Jugendgedanke ist ein Vorrecht und Vorzug, unseres Volkes, des deutschen, - die andern kennen ihn kaum, Jugend als Selbstsinn ist ihnen so gut wie unbekannt, sie wundern sich über das wesensbetonte und von den höheren Altersklassen gebildete Gebahren der deutschen Jugend und selbst über ihr unbürgerliches Kostüm. Mögen sie nur. Die deutsche Jugend repräsentiert, eben als Jugend, den Volksgeist selbst, den deutschen Geist, der jung ist und zukunfts voll, - unreif, wenn man will, aber was will das besagen! Die deutschen Taten geschahen immer aus einer gewissen gewaltigen Unreife, und nicht umsonst sind wir das Volk der Reformation. Die war ein Werk der Unreife doch auch. Reif war der florentinische Renaissance-Bürger, der vorm Kirchgang zu seiner Frau sagte: "Also, machen wir den populären Irrtum unsere Reverenz!" Aber Luther war unreif genug, Volk genug, deutsches Volk genug, den neuen, gereinigten Glauben zu bringen. Wo bliebe die Welt auch, wenn Reife das letzte Wort wäre! Wir werden ihr in unserer Unreife noch manche Erneuerung, manche Revolution bescheren.

Nach diesen Worten Deutschlins schwieg man eine Weile. Offenbar bewegte man im Dunkeln bei sich das Gefühl der persönlichen und nationalen Jugendlichkeit, die in ein Pathos verschmolzen. Das Wort von der "gewaltigen Unreife" hatte sicher viel Schmeichelhaftes für die Meister.

- Wenn ich nur wüsste, höre ich Adrian, die Pause beendend, sagen, - wieso wir eigentlich gar so unreif sind, so jung, wie du sagst, ich meine als Volk. Wir sind doch schliesslich so weither wie die andern, und vielleicht spiegelt nur unsere Geschichte, dass wir ein bisschen verspätet zusammenfanden und ein gemeinsames Selbstbewusstsein ausbildeten, uns eine besondere Jugendlichkeit vor.

- Es ist doch wohl anders, versetzte Deutschlin - Jugend im höchsten Sinn hat nichts mit politischer Geschichte, überhaupt nichts mit Geschichte zu tun. Sie ist eine metaphysische Gabe, etwas Essenzielles, eine Struktur und Bestimmung. Hast du nie vom deutschen Werden gehört, von deutscher Wanderschaft, vom unendlichen Unterwegssein des deutschen Wesens? Wenn du willst, ist der Deutsche der ewige Student, der ewig Strebende unter den Völkern...

- Und seine Revolutionen, schaltete Adrian kurz auflachend ein, - sind der Budenzauber der Weltgeschichte.

- Sehr geistreich, Leverkühn. Aber mich wundert doch, dass dein Protestantismus dir erlaubt, so witzig zu sein. Man kann es notfalls auch ernster nehmen, was ich Jugend nenne. Jung sein heisst ursprünglich sein, heisst den Quellen des Lebens nahe geblieben sein, heisst aufstehen und die Fesseln einer überlebten Civilisation abschütteln können, wagen, wozu anderen die Lebenscourage fehlt, nämlich wieder unterzutauchen im Elementaren. Jugendmut, das ist der Geist des Stirb und Werde, das Wissen um Tod und Wiedergeburt.

- Ist das so deutsch? fragte Adrian. - Wiedergeburt hiess einmal renascimento und ging in Italien vor sich. Und "Zurück zur Natur", das wurde zuerst auf französisch empfohlen.

- Das eine war eine Bildungserneuerung, erwiderte Deutschlin, - das andere ein sentimentales Schäferspiel.

- Aus dem Schäferspiel, beharrte Adrian, kam die französische Revolution, und Luthers Reformation war nur ein Ableger und ethischer Seitenweg der Renaissance, ihre Anwendung aufs Religiöse.

- Auf's Religiöse, da sagst du es. Und das Religiöse ist allerwege etwas anderes, als archäologische Auffrischung und kritischer Gesellschaftsumsturz. Religiosität, das ist vielleicht die Jugend selbst, es ist die Unmittelbarkeit, der Mut und die Tiefe des personalen Lebens, der Wille und das

Vermögen, die Naturhaftigkeit und das Dämonische des Daseins, wie es uns durch Kierkegaard wieder zum Bewusstsein gekommen ist, in voller Vitalität zu erfahren und zu durchleben.

-Hältst du Religiosität für eine auszeichnend deutsche Gabe? fragte Adrian.

- In dem Sinne, den ich ihr gab, als seelische Jugend, als Spontaneität, als Lebensgläubigkeit und Dürer'sches Reiten zwischen Tod und Teufel - allerdings.

- Und Frankreich, das Land der Kathedralen, dessen König der allerchristlichste hiess, und das Theologen wie Bossuet, wie Pascal hervorgebracht hat?

- Das ist lange her. Seit Jahrhunderten ist Frankreich von der Geschichte zur antichristlichen Sendungsmacht in Europa ausersehen. Von Deutschland gilt das Gegenteil, das würdest du fühlen und wissen, Leverkühn, wenn du eben nicht Adrian Leverkühn wärest, das heisst: zu kühl, um jung, und zu gescheit, um religiös zu sein. Mit der Gescheitheit mag man es in der Kirche weit bringen, aber kaum im Religiösen.

- Vielen Dank, Deutschlin, lachte Adrian. - In gut alt-deutschen Worten, wie Ehrenfried Kumpf sagen würde, ohn' alle Bemäntelung hast du's mir gegeben. Ich habe eine Ahnung, dass ich es auch in der Kirche nicht weit bringen werde, aber gewiss ist, dass ich ohne sie nicht Theolog geworden wäre. Ich weiss ja, dass es die Begabtesten von euch sind, die Kierkegaard gelesen haben, die Wahrheit, auch die ethische Wahrheit, ganz ins Subjektive verlegen und alles Herdendasein perhorezieren. Aber ich kann eueren Radikalismus, der übrigens bestimmt nicht lange vorhalten wird, der eine Studentenlizenz ist, - ich kann euere Kierkegaard'sche Trennung von Kirche und Christentum nicht mitmachen. Ich sehe in der Kirche auch noch, wie sie heute ist, säkularisiert und verbürgerlicht, eine Burg der Ordnung, eine Anstalt zur objektiven Disziplinierung, Kanalisierung, Eindämmung des religiösen Lebens,

das ohne sie der subjektivistischen Verwilderung, dem numi-
nosen Chaos verfiere, zu einer Welt phantastischer Unheimlich-
keit, einem Meer von Dämonie würde. Kirche und Religion zu
trennen, heisst darauf verzichten, das Religiöse vom Wahnsinn
zu trennen...

- Na, höre mal! sagten mehrere. Aber:

- Recht hat er! erklärte unumwunden Matthäus Arzt, den
die anderen den "Sozialarzt" nannten, denn das Soziale war
seine Passion, er war christlicher Sozialist, und oft citierte
er Goethe's Äusserung, das Christentum sei eine politische
Revolution gewesen, die, verfehlt, moralisch geworden sei.
Politisch, sagte er auch jetzt, müsse es wieder werden, näm-
lich sozial: Das sei das wahre und einzige Mittel zur Dis-
ziplinierung des Religiösen, dessen Ausartungsgefahren Lever-
kühn garnicht schlecht geschildert habe. Der religiöse So-
zialismus, die sozial gebundene Religiosität, das sei es,
denn die rechte Bindung zu finden, daran sei alles gelegen,
und die theonome Bindung müsse mit der sozialen, mit der Bin-
dung an die von Gott gestellte Aufgabe der Gesellschaftsver-
vollkommnung vereinigt werden. - Glaubt mir nur, sagte er, -
auf das Heranwachsen eines verantwortlichen Industrievolkes,
einer internationalen Industrie-Nation kommt alles an, die
einmal eine echte und rechte europäische Wirtschaftsgesell-
schaft bilden kann. In der werden alle Gestaltungsimpulse
liegen, und liegen keimhaft schon jetzt, nicht bloss zur
technischen Durchführung einer neuen Wirtschaftsorganisation,
nicht nur zu einer durchgreifenden Hygienisierung der natu-
ralen Lebensbezüge, sondern auch zur Begründung neuer poli-
tischer Ordnungen.

Ich gebe die Reden dieser jungen Leute so wieder, wie sie
gehalten wurden, in ihren Ausdrücken, die einem gelehrten
Jargon angehörten, dessen Gespreiztheit ihnen nicht im minde-
sten zum Bewusstsein kam; vielmehr bedienten sie sich seiner

in aller Vergnügtheit und Bequemlichkeit, ganz natürlich, indem sie sich das gestelzt Anspruchsvolle mit virtuoser Anspruchslosigkeit zuwarfen. "Naturale Lebensbezüge" und "theonome Bindung", das waren solche Preziositäten; man hätte es auch einfacher sagen können, aber dann wäre es nicht ihre geisteswissenschaftliche Sprache gewesen. Gern stellten sie "die Wesensfrage", redeten vom "sakralen Raum" oder dem "politischen Raum", oder vom "akademischen Raum", von "Strukturprinzip", von "dialektischem Spannungsverhältnis", von "seinshaften Entsprechungen", und so fort. Deutschlin, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, stellte also jetzt die Wesensfrage nach dem genetischen Ursprung von Arzts Wirtschaftsgesellschaft. Der sei doch kein anderer als die ökonomische Vernunft, und immer nur diese könnte in der Wirtschaftsgesellschaft auch repräsentiert werden. - Wir müssen uns doch klar darüber sein, Matthäus, sagte er, dass das Gesellschaftsideal der ökonomischen Sozialorganisation einem aufklärerisch-autonomen Denken entstammt, kurz, einem Rationalismus, der von der Mächtigkeit, über- und untervernünftiger Gewalten noch gar nicht erfasst ist. Aus der blossen Einsicht und Vernunft des Menschen glaubst du eine gerechte Ordnung entwickeln zu können, wobei du "gerecht" und "sozialnützlich" gleichsetzest, und daraus, meinst du, werden neue politische Ordnungen kommen. Der ökonomische Raum ist aber ein ganz anderer, als der politische, und vom ökonomischen Nützlichkeitsdenken zum geschichtsbezogenen politischen Bewusstsein gibt es gar keinen direkten Übergang. Ich verstehe nicht, wie du das verkennen kannst. Politische Ordnung bezieht sich auf den Staat, und der ist eine nicht von der Nützlichkeit her bestimmte Macht und Herrschaftsform, worin denn doch andere Qualitäten repräsentiert werden, als Unternehmervertreter und Gewerkschaftssekretäre sie kennen, zum Beispiel Ehre und Würde. Für solche Qualitäten, mein Lieber, bringen die Leute des ökonomischen

Raums nicht die nötigen seinshaften Entsprechungen mit.

- Ach, Deutschlin, was redest du, sagte Arzt. - Wir wissen doch als moderne Soziologen ganz gut, dass auch der Staat von nützlichen Funktionen bestimmt ist. Da ist die Rechtsprechung, da ist die Sicherheitsgewährung. Und dann leben wir doch überhaupt in einem ökonomischen Zeitalter, das Ökonomische ist einfach der geschichtliche Charakter dieser Zeit, und Ehre und Würde helfen dem Staat keinen Deut, wenn er es nicht versteht, die ökonomischen Verhältnisse von sich aus richtig zu erkennen und zu leiten.

Deutschlin gab das zu. Aber er leugnete, dass Nützlichkeitsfunktionen die wesentliche Begründung des Staates seien. Die Legitimierung des Staates liege in seiner Hoheit, seiner Souveränität, die darum unabhängig vom Wertschätzen Einzelner bestehe, weil sie - sehr im Gegensatz zu den Flausen des Contrat Social - vor dem Einzelnen da sei. Die überindividuellen Zusammenhänge hätten nämlich ebenso viel Daseinsursprünglichkeit wie die einzelnen Menschen, und ein Ökonom könne vom Staat eben darum nichts verstehen, weil er von seiner transzendentalen Grundlegung nichts verstehe.

Von Teutleben sagte darauf:

- Ich bin gewiss nicht ohne Sympathie mit der sozialreligiösen Bindung, die Arzt befürwortet; besser als gar keine ist sie allemal, und Matthäus hat nur zu recht, wenn er sagt, dass alles darauf ankommt, die rechte Bindung zu finden. Um aber recht zu sein, um zugleich religiös und politisch zu sein, muss sie volkhaft sein, und was ich mich frage, ist, ob aus der Wirtschaftsgesellschaft heraus ein neues Volkstum entstehen kann. Seht euch im Ruhrgebiet um: Da habt ihr Sammelzentren von Menschen, aber doch keine neuen Volkstumszellen. Fahrt mal im Personenzug von Leuna nach Halle! Da seht ihr Arbeiter zusammen sitzen, die über Tariffragen ganz gut zu sprechen wissen, aber dass sie aus ihrer gemeinsamen Betäti-

gung irgendwelche Volkstumskräfte gezogen hätten, das geht aus ihren Gesprächen nicht hervor. In der Wirtschaft herrscht mehr und mehr die nackte Endlichkeit...

- Das Volkstum ist aber auch endlich, erinnerte ein anderer, es war entweder Hubmeyer oder Schappeler, ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen. - Das dürfen wir als Theologen nicht zulassen, dass das Volk etwas Ewiges sei. Begeisterungsfähigkeit ist etwas sehr Gutes und Gläubigkeitsbedürfnis etwas der Jugend sehr Natürliches, aber eine Versuchung ist es auch, und man muss sich die Substanz der neuen Bindungen, die heute, wo der Liberalismus abstirbt, überall angeboten werden, sehr genau ansehen, ob sie auch Echtheit hat, und ob denn das die Bindung schaffende Objekt auch etwas Wirkliches ist oder vielleicht nur das Produkt einer, sagen wir mal: Strukturromantik, die sich ideologische Objekte auf nominalistischem, um nicht zu sagen fiktionalistischem Wege schafft. Meiner Meinung nach, oder meiner Befürchtung nach sind das vergötzte Volkstum und der utopisch gesehene Staat solche nominalistischen Bindungen, und das Bekenntnis zu ihnen, also sagen wir: das Bekenntnis zu Deutschland, hat etwas Unverbindliches, weil es garnichts mit der personalen Substanz und Qualitätshaltigkeit zu tun hat. Nach der wird überhaupt nicht gefragt, und wenn einer "Deutschland!" sagt und das für seine Bindung erklärt, so braucht er garnicht nachzuweisen und wird von niemanden gefragt, auch von sich selbst nicht, wieviel Deutschtum er eigentlich im personalen und das heisst: qualitativen Sinn verwirklicht und wie weit er imstande ist, der Behauptung einer deutschen Lebensform in der Welt zu dienen. Das ist es, was ich Nominalismus nenne, oder besser: Namensfetischismus nenne, und was nach meiner Meinung ideologischer Götzendienst ist.

- Gut, Hubmeyer, sagte Deutschlin, - das ist alles ganz richtig, was du sagst, und jedenfalls gebe ich dir zu, dass

du uns mit deiner Kritik näher an das Problem herangeführt hast. Ich habe Matthäus Arzt widersprochen, weil mir die Vorherrschaft des Nützlichkeitsprinzips im ökonomischen Raum nicht passt; aber darin stimme ich ganz mit ihm überein, dass die theonome Bindung an sich, also das Religiöse im Allgemeinen, etwas Formalistisches und Ungegenständliches hat, dass es einer irdisch-empirischen Ausfüllung oder Anwendung oder Bewährung bedarf, einer Praktizierung im Gehorsam gegen Gott. Und da hat nun Arzt den Sozialismus erwähnt und Carl Teutleben das Völkische. Das sind aber die beiden Bindungen, zwischen denen wir heute die Wahl haben. Ich leugne, dass es ein Überangebot an Ideologien gibt, seit die Freiheitsphrase keinen Hund mehr vom Ofen lockt. Es gibt tatsächlich nur diese beiden Möglichkeiten religiösen Gehorsams und religiöser Verwirklichung: die soziale und die nationale. Das Unglück will aber, dass sie beide ihre Bedenken und Gefahren haben und zwar sehr ernste. Über eine gewisse, so häufig vorkommende nominalistische Hohlheit und personale Substanzlosigkeit des völkischen Bekenntnisses hat Hubmeyer sich ganz zutreffend geäußert, und verallgemeinernd sollte man hinzufügen, dass es garnichts heissen will, sich auf die Seite lebenserhöhender Objektivierungen zu schlagen, wenn das für die persönliche Lebensgestaltung keine Bedeutung hat, sondern nur für feierliche Anlässe gilt, wozu ich sogar den rauschhaften Opfertod noch rechne. Zum echten Opfer gehören zwei Wertbestände und Qualitätshaltigkeiten: die der Sache und die des Opfers... Wir haben aber Fälle, wo die persönliche Substanz, sagen wir: an Deutschtum sehr gross war und ganz unwillkürlich sich auch als Opfer objektivierte, wo es aber an Bekenntnis zu völkischer Bindung nicht nur völlig fehlte, sondern auch die heftigste Negation davon statthatte, sodass das tragische Opfer gerade in dem Widerstreit von Sein und Bekenntnis bestand... Soviel für heute Abend über die natio-

nale Bindung. Was aber die soziale betrifft, so hat sie den Haken, dass, wenn im ökonomischen Raum alles bestmöglich reguliert ist, die Frage nach der Sinnerfüllung des Daseins und nach würdiger Lebensführung noch genau so offen bleibt, wie heute. Eines Tages werden wir die universelle ökonomische Verwaltung der Erde haben, den kompletten Sieg des Kollektivismus, - gut, damit wird dann die relative Unsicherheit des Menschen verschwunden sein, die der soziale Katastrophencharakter des kapitalistischen Systems noch bestehen lässt, das heisst: verschwunden sein wird der letzte Erinnerungsrest an die Gefährdung des menschlichen Lebens und damit die geistige Problematik überhaupt. Man fragt sich, wozu dann noch leben...

- Möchtest du das kapitalistische System erhalten, Deutschlin, fragte Arzt, - weil es die Erinnerung an die Gefährdung des menschlichen Lebens wach erhält?

- Nein, das möchte ich nicht, lieber Arzt, antwortete Deutschlin ärgerlich. - Man wird ja wohl noch auf die tragischen Antinomien hinweisen dürfen, von denen das Leben voll ist.

- Auf die braucht man garnicht hingewiesen zu werden, seufzte Dangersheim. Es ist ja eine wahre Not damit, und als religiöser Mensch muss man sich fragen, ob die Welt wirklich das alleinige Werk eines gütigen Gottes ist oder nicht vielmehr eine Gemeinschaftsarbeit, ich sage nicht, mit wem.

- Was ich wissen möchte, bemerkte Von Teutleben, - das ist, ob die Jugend anderer Völker auch so auf dem Stroh liegt und sich mit den Problemen und Antinomien plagt.

- Kaum, antwortete Deutschlin wegwerfend. - Die haben es alle geistig viel einfacher und bequemer.

- Die russische revolutionäre Jugend, meinte Arzt, - sollte man ausnehmen. Da gibt es, wenn ich nicht irre, eine unermüdliche diskursive Angeregtheit und verdammt viel dia-

lektische Spannung.

- Die Russen, sagte Deutschlin sentenziös, - haben Tiefe, aber keine Form. Die im Westen Form, aber keine Tiefe. Beides zusammen haben nur wir Deutsche.

- Na, wenn das keine völkische Bindung ist! lachte Hubmeyer.

- Es ist bloss die Bindung an eine Idee, versicherte Deutschlin. - Es ist die Forderung, von der ich spreche. Unsere Verpflichtung ist exceptionell, durchaus nicht das Mass, in dem wir sie bereits erfüllen. Sollen und Sein klaffen bei uns weiter auseinander, als bei anderen, weil eben das Sollen sehr hoch gesetzt ist.

- Man sollte bei alldem doch wohl vom Nationellen absehen, warnte Dungersheim, - und die Problematik mit der Existenz des modernen Menschen überhaupt verbunden sehen. Es ist doch so, dass seit das unmittelbare Seinsvertrauen abhanden gekommen ist, das in früheren Zeiten das Ergebnis des Hineingestelltseins in vorgefundene Ganzheitsordnungen war, ich meine sakral imprägnierte Ordnungen, die eine bestimmte Intentionalität auf die geoffenbarte Wahrheit hatten... dass seit ihrem Zerfall und dem Entstehen der modernen Gesellschaft unser Verhältnis zu Menschen und Dingen unendlich reflektiert und kompliziert geworden ist und es nichts als Problematik und Ungewissheit mehr gibt, sodass der Entwurf auf die Wahrheit in Resignation und Verzweiflung zu enden droht. Die Ausschau aus der Zersetzung nach Ansätzen zu neuen Ordnungskräften ist allgemein, wenn man auch zugeben kann, dass sie bei uns Deutschen besonders ernst und dringlich ist, und dass die anderen nicht so an dem geschichtlichen Schicksal leiden, entweder weil sie stärker, oder weil sie stumpfer sind...

- Stumpfer, entschied von Teutleben.

- So sagst du, Teutleben. Aber wenn wir nun so die Schärfe

und Bewusstheit der historisch-psychologischen Problematik uns zur nationalen Ehre rechnen und das Trachten nach neuen Ganzheitsordnungen mit dem Deutschtum identifizieren, so sind wir schon im Begriff, uns einem Mythos von zweifelhafter Echtheit und unzweifelhafter Hoffart zu verschreiben, nämlich dem völkischen mit seiner Strukturromantik des Kriegertypus, die nichts weiter ist als christlich verbrämtes, naturales Heidentum und Christus zum "Herrn der himmlischen Heerschaaren" stempelt. Das ist aber eine entschieden dämonisch bedrohte Position...

- Nun, und? fragte Deutschlin. - Dämonische Kräfte stecken neben Ordnungsqualitäten in jeder vitalen Bewegung.

- Nennen wir doch die Dinge bei Namen, verlangte Schapeler; es kann auch sein, dass es Hubmeyer war. - Das Dämonische, das heisst doch auf deutsch: die Triebe. Und das ist es ja gerade, dass heute sogar schon mit den Trieben Propaganda für allerlei Bindungsangebote gemacht wird, indem man nämlich auch sie noch mit einbezieht und den alten Idealismus mit Triebpsychologie aufputzt, damit der bestechende Eindruck einer grösseren Wirklichkeitsdichte entsteht. Deswegen kann aber das Angebot doch noch Schwindel sein...

Hier kann ich nur "Und so weiter" sagen, denn es ist Zeit, dass ich der Wiedergabe dieses Gesprächs - oder eines solchen Gesprächs - ein Ende setze. In Wirklichkeit hatte es keines oder ging doch noch lange, bis tief in die Nacht hinein, weiter, mit "doppelpoliger Haltung" und "geschichtsbewusster Analyse", mit "überzeitlichen Qualitäten", "ontischer Naturhaftigkeit", "logischer Dialektik" und "Real-Dialektik", gelehrt, bemüht und uferlos, um dann im Sande zu verlaufen, das heisst: im Schlaf, zu dem der Chargierte Baworinski ermahnte, da man morgen - aber es war schon fast morgen - zeitig zur Wanderung aufbrechen wollte. Dass die gütige Natur den Schlaf bereit hielt, um das Gespräch darin aufzunehmen und es in Vergessen-

heit zu wiegen, war ein dankenswerter Umstand, und Adrian, der lange nichts mehr gesagt hatte, gab dem Ausdruck mit ein paar im Zurechtkuscheln hingegesprochenen Worten:

- Ja, gute Nacht. Ein Glück, dass man's sagen kann. Diskussionen sollte man immer nur vorm Einschlafen halten, mit der Rückendeckung des wartenden Schlags. Wie peinlich, nach einem geistigen Gespräch noch wachen Sinnes umhergehen zu müssen!

- Das ist aber eine Fluchtposition, murrte noch jemand, und dann ertönten die ersten Schnarchlaute in unserer Scheune, befriedete Kundgebungen der Anheimgabe ans Vegetative, von der ein paar Stunden genügten, um der lieben Jugend die Spannkraft zur Vereinigung von dankbar atmendem und schauendem Naturgenuss mit dem obligaten theologisch-philosophischen Debatten zurückzugeben, die fast niemals abrissen, und in denen man einander oponierte und imponierte, sich wechselseitig belehrte und förderte. Zur Juni-Zeit etwa, wenn aus den Schluchten der bewaldeten Höhen, die das Thüringer Becken durchziehen, die schweren Düfte des Jasmins, des Faulbaums quollen, waren es köstliche Wandertage hier durch das von Industrie fast freie, mild-begünstigte, fruchtbare Land mit seinen freundlichen Haufendörfern aus Fachwerkbauten; und kam man dann aus der Gegend des Ackerbaus in die der vorwiegenden Viehzucht und verfolgte den sagenumwobenen Höhenpfad des mit Fichten und Buchen bestandenen Kammgebirges, den "Rennsteig", der mit seinen Tiefblicken ins Werratal sich vom Frankenwald gegen Eisenach, die Hürselstadt, erstreckt, so wurde es immer schöner, bedeutender, romantischer, und weder was Adrian über die Sprödigkeit der Jugend vor der Natur noch was er über die Wünschbarkeit gesagt hatte, bei geistigen Disputen auf den Schlaf rekurrieren zu können, schien irgend welche typische Gültigkeit zu haben. Auch für ihn selbst galt es kaum, denn, falls nicht etwa die Migräne

ihn schweigsam machte, trug er lebhaft zu den Tagesgesprächen bei, und wenn die Natur ihm auch keine begeisterten Ausrufungen entlockte und er mit einer gewissen sinnenden Zurückhaltung auf sie blickte, so zweifle ich nicht, dass ihre Bilder, Rhythmen, hochingetragenen Melodien ihm tiefer in die Seele drangen, als den Genossen, und habe bei manchem Vorübergang reiner, gelöster Schönheit, der sich aus seinem geistgespannten Werk hervortut, später an jene gemeinsamen Eindrücke denken müssen.

Ja, das waren angeregte Stunden, Tage und Wochen. Die Sauerstofflabung durch das Freiluftleben, Eindrücke der Landschaft und der Geschichte begeisterten diese jungen Leute und hoben ihre Gemüter zu Gedanken auf, die das Luxuriöse und frei Experimentierende der Studentenzeit hatten, und für die sie im späteren trockenen Berufsleben, im Zustande des Philistertums - und ob es auch ein geistliches Philistertum sein würde - gar keine Verwendung mehr haben würden. Oft betrachtete ich sie bei ihren theologisch-philosophischen Debatten und stellte mir vor, dass manchem von ihnen später einmal seine "Winfried"-Zeit als der grösste Abschnitt seines Lebens erscheinen werde. Ich betrachtete sie und betrachtete Adrian - mit dem überdeutlichen Vorgefühl, dass sie ihm bestimmt nicht so erscheinen werde. War ich, als Nicht-Theolog, ein Hospitant unter ihnen, - er war es, obgleich Theolog, noch mehr. Warum? Ich spürte, nicht ohne Beklemmung, einen Schicksalsabgrund zwischen dieser strebend gehobenen Jugend und seiner Existenz, den Unterschied der Lebenskurve zwischen gutem, ja vortrefflichem Durchschnitt, dem bald aus dem vagierenden, versuchenden Burschentum ins bürgerliche Leben einzulenken bestimmt war, und dem unsichtbar Gezeichneten, der den Weg des Geistes und der Problematik nie verlassen, ihn wer weiss, wohin, weitergehen sollte, und dessen Blick, dessen nie ganz ins Brüderliche sich lösende Haltung, dessen Hemmungen

beim Du und Ihr und Wir sagen mich und wahrscheinlich auch die anderen empfinden liess, dass auch er diesen Unterschied ahnte.

Schon zu Beginn seines vierten Semesters hatte ich Anzeichen, dass mein Freund das theologische Studium noch vor dem ersten Examen abubrechen gedachte.

XV

Adrians Beziehungen zu Wendell Kretzschmar hatten sich niemals gelöst oder gelockert. Der junge Beflissene der Gotteswissenschaft sah den musikalischen Mentor seiner Gymnasialzeit in jeden Ferien, wenn er nach Kaisersaschern kam, besuchte ihn und beredete sich mit ihm in der Dom-Wohnung des Organisten, sah ihn auch im Hause seines Onkels Leverkühn und bestimmte ein oder zweimal seine Eltern, ihn für das Wochenende nach Hof Buchel einzuladen, wo er ausgedehnte Spaziergänge mit ihm machte und Jonathan Leverkühn bewog, seinem Gast die Chladni'schen Klangfiguren und den fressenden Tropfen vorzuführen. Mit dem alternden Buchel-Wirt stand Kretzschmar sehr gut, weniger unbefangen dagegen, wenn auch keineswegs auf irgendwie wirklich gespanntem Fuss, mit Frau Elsbeth, vielleicht weil diese durch sein Stotterleiden geängstigt wurde, das sich wohl eben darum in ihrer Gegenwart, hauptsächlich im direkten Gespräch mit ihr, verschlimmerte. Es war merkwürdig: In Deutschland geniesst doch die Musik das populäre Ansehen, dessen sich in Frankreich die Literatur erfreut, und niemand ist bei uns befremdet, eingeschüchtert, unangenehm berührt oder zu Missachtung und Spott gestimmt durch die Tatsache, dass Einer ein Musiker ist. Ich bin auch überzeugt, dass Elsbeth Leverkühn der Existenz von